Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 39 (1963-1964)

Heft: 12

Artikel: Vor 50 Jahren : Wir waren keine Bürger im Wehrkleid : ungefreute Erinnerungen an die Soldatenerziehung 1914-18

Autor: Guggenbühl, Adolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073854

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

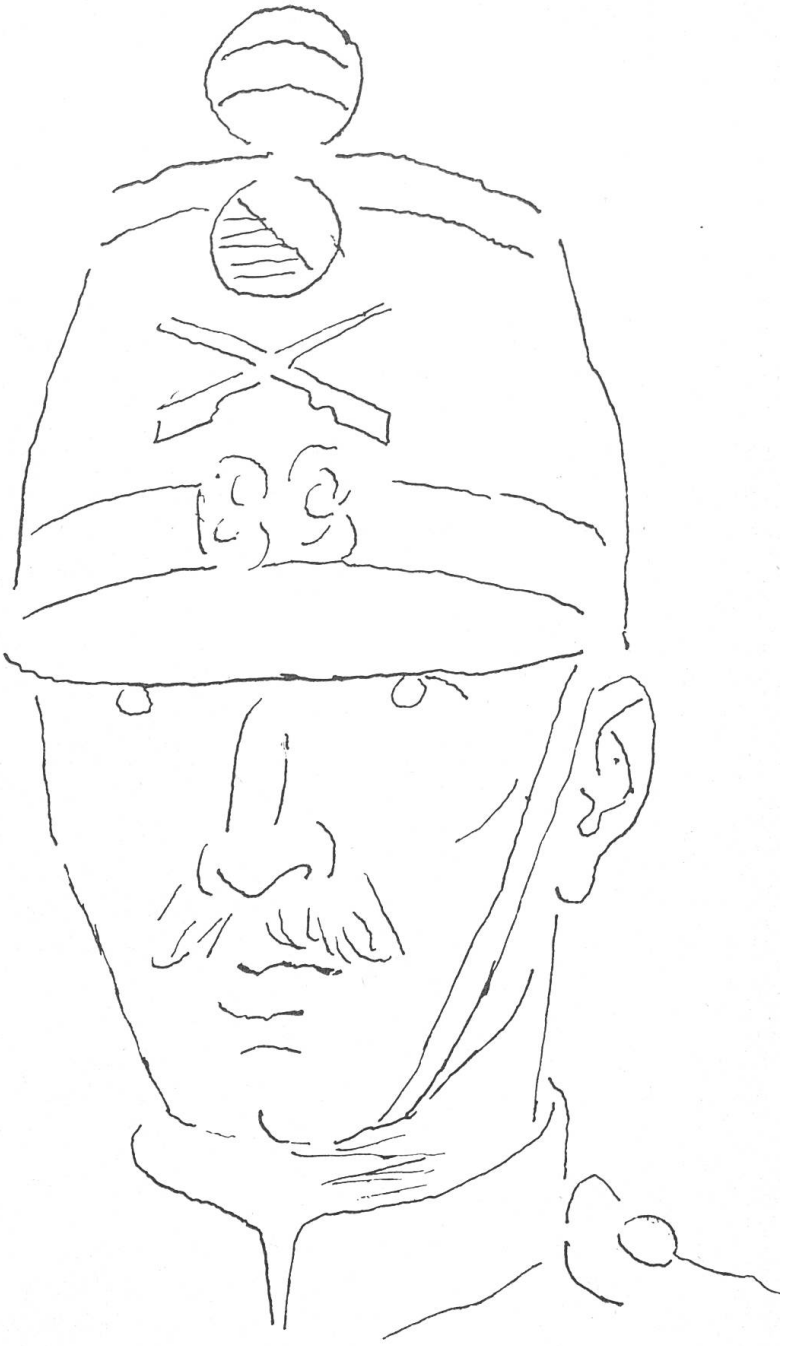
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vor 50 Jahren



Illustriert von Hans Tomamichel

Wir waren keine Bürger im Wehrkleid

Ungefreute Erinnerungen an die Soldatenerziehung 1914-18

Von Adolf Guggenbühl

In hohen Saatenfeldern
Marschieren wir umher,
Wir machen immer Taktschritt
Und schultern das Gewehr

Taktschritt, du bist mein Augenstern,
Taktschritt, hab dich von Herzen gern,
Taktschritt, mein süsser Taktschritt,
Du hast so was,
Das macht mir Spass.

Und gibt es nächsten Sommer,
Dann keine Ernte mehr,
Wir machen ruhig Taktschritt
Und schultern das Gewehr

Taktschritt . . .
. . . . . .

(Verbotene, aber von schweizerischen Soldaten 1914–1918 gesungene Schlagerparodie)

Die Zeitenwende

Es ist jetzt 50 Jahre her, seit der Erste Weltkrieg begann.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein normaler Schüler der oberen Gymnasialklassen den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges auf so kindische Art erlebte, wie meine Kameraden und ich im August 1914 den Beginn des Ersten Weltkrieges erlebten.

Ich war damals 18 Jahre alt. Die Kriegserklärungen und die Mobilisation erschütterten uns nicht im geringsten, im Gegenteil, sie erfüllten uns mit Begeisterung. Endlich war einmal etwas los, endlich wurde der langweilige, geordnete Alltag durch ein dramatisches Ereignis unterbrochen. Wer weiß, vielleicht würde sogar die Schule geschlossen. Ein älterer Kamerad, der zum deutschen Heeresdienst einrücken mußte, wurde allgemein beneidet.

Nach 1918, als man sich Rechenschaft darüber gab, welch ungeheures Elend der frisch-fröhlich begonnene Krieg der Menschheit gebracht hatte, schien mir die Verantwortungslosigkeit, mit der wir jungen Leute dem Ausbruch der Katastrophe gegenüber standen, unbegreiflich. Ich schämte mich nachträglich. Heute verstehe ich unsere damalige Reaktion besser.

1914 bedeutete das Ende des 19. Jahrhunderts, das Ende einer Epoche, die Großartiges geleistet hatte, aber am Schluß entartet und zum Untergang reif war. Der sture Fortschrittsglaube, die Anbetung des Geldes und des Erfolges, die Unterdrückung der Schwachen durch die Starken, die Heuchelei und Doppelmoral der maßgebenden Schichten, der ästhetische Verfall, welche dem ausgehenden 19. Jahrhundert den Stempel aufdrückten, trieben die heranwachsende Generation in Opposition gegen die bestehende Ordnung. Diese Opposition war aber nicht organisiert, nicht einmal bewußt. Sie äußerte sich nur in einem dumpfen Unbehagen. Erst viel später lasen wir in Autobiographien, daß in vielen Ländern der westlichen Welt junge Menschen unserer Jahrgänge ähnlich empfanden, ohne voneinander Kenntnis zu haben.

Meine Kameraden an der Mittelschule und auch ich waren alles andere als Revolutionäre, wir dachten überhaupt nicht an die Möglichkeit, daß die festgefügte Welt der Väter einmal zusammenbrechen könnte. Aber irgendwie ahnten wir, daß der Krieg diese Ordnung ins Wanken brachte, und deshalb freuten wir uns.

Was Halbwüchsige reden, ist meistens Unsinn. Aber trotzdem sind sie sehr hellhörig und ahnen vieles, was den Erwachsenen nicht zugänglich ist.

«Zivilist» — ein Schimpfwort

Wir Schüler des Gymnasiums waren sehr vaterländisch eingestellt. Verschiedene, darunter auch ich, meldeten sich ein Jahr zu früh freiwillig für die Rekrutenschule. Rekrutenschulen sind selten ein reines Vergnügen. Was mir besonders auf die Nerven gab, war der Umstand, daß der größte Teil der Zeit – ich war bei der Infanterie eingeteilt – nicht für die eigentliche militärische Ausbildung verwendet wurde, sondern darauf, uns eine sogenannte soldatische Haltung beizubringen und «den Zivilisten auszutreiben». «Zivilist», «verkleideter Zivilist» war damals das größte Schimpfwort, mit dem ein Rekrut bezeichnet werden konnte.

Im Herbst 1915 rückte ich in den Aktivdienst ein. Die körperlichen Anforderungen verursachten mir nicht die geringsten Schwierigkeiten. Auch persönlich ging es mir nicht schlecht. Ich war nie besonderen Schikanen ausgesetzt, kam nie in den Arrest. Was mich aber empörte, war der Geist, der damals bei der Truppe herrschte. Er setzte mir deshalb besonders zu, weil mir schon damals klar war, daß die Wehrhaftigkeit eine Grundlage unserer staatlichen Existenz ist.

Gleich am ersten Tag nach meinem Einrücken – meine Einheit war schon zwei Monate im Dienst – wurde eine Schießübung durchgeführt. Die acht Soldaten, welche die schlechtesten Resultate aufwiesen, erhielten nun nicht etwa, wie das dem gesunden Menschenverstand entsprochen hätte, «Nachhilfeunterricht», sie wurden bestraft.

«Schießenkönnen», war die Überlegung, «hängt nur vom guten Willen ab. Wer schlecht schießt, zeigt, daß er vom schlechten Willen erfüllt ist. Dieser schlechte Wille muß gebrochen werden.»

Also erhielten die armen Teufel nach dem Hauptverlesen von einem Korporal «Einzelabreibung», das heißt Einzelausbildung. Sie mußten eine Stunde Taktschritt und Gewehrgriff klopfen. Und als das die Schießergebnisse nicht verbesserte, wurde ihnen ein kleinerer Strafmarsch, mit Vollpackung nach dem Hauptverlesen, aufgebrummt.

Es gab aber auch Soldaten, die ausgezeichnet

schossen, aber trotzdem angebrüllt und mit dem flachen Säbel auf das Kepi gehauen wurden. Sie trafen zwar immer das Schwarze, aber die Schußabgabe erfolgte nicht vorschriftsgemäß. Sie schossen wie «Zivilisten an einem Schützenfest, nicht wie Soldaten», nicht so, wie es das Reglement befahl.

Das falsche Vorbild

Das Grundübel des damaligen Dienstbetriebes war ein falscher, aus dem Ausland importierter Disziplinbegriff. Dessen Übernahme war ein Ausdruck der Überfremdung der Schweiz, die damals auf vielen Gebieten so unheilvolle Folgen zeitigte. Dieser falsche Disziplinbegriff beruhte auf einem grundsätzlichen Mißtrauen den Soldaten gegenüber. Dieses Mißtrauen bestand wahrscheinlich in den Armeen der deutschen Staaten des 18. Jahrhunderts zu Recht. Man mußte nur einmal nachlesen, was zum Beispiel Ueli Bräker, der arme Mann aus dem Toggenburg, über seine Erlebnisse in der Armee Friedrichs des Großen schrieb.

Die damaligen Soldaten waren nicht freie Bürger eines freien Landes. Viele hatten sich, teils in einem Moment seelischer Verzweiflung, teils aus wirtschaftlicher Not anwerben lassen, teils wurden sie mit List oder Gewalt eingezogen. Mit Stockschlägen und Fußtritten mußten sie im Zaum gehalten werden, nur drakonische Strafen hinderten sie daran, bei passender Gelegenheit zu meutern. Viele warteten auf die erstbeste Gelegenheit, um zu desertieren. Es war eine besondere Art eiserner Disziplin nötig, um aus dieser Truppe ein kriegstüchtiges Instrument zu machen. Weil man nicht mit dem guten Willen der Soldaten rechnen konnte, galt es zuerst einmal, den schlechten Willen zu brechen.

Weil sich dieses System ursprünglich bewährt hatte, wurde es auch dann weitergeführt, als sich die Verhältnisse geändert hatten.

Für unsere demokratische Milizarmee paßte es von Anfang an nicht. Trotzdem beeinflußte es weitgehend unsere schweizerische Truppenpraxis. Seine überspitzte Anwendung erfaßte vor allem die Infanterie und vor allem die damalige 5. Division.

Nun ist selbstverständlich die straffe Disziplin eine Grundlage jeder Armee. Aber auch ein richtiger Grundsatz wird zum Verhängnis, wenn er zum Fetisch wird. Man glaubte, nur wenn der Soldat zum blinden Gehorsam erzogen sei, werde er sich auch im Krieg bewähren. Der größte Teil des Dienstbetriebes beruhte auf dieser Erziehung zum blinden Gehorsam.

Ein besonders geeignetes Mittel dazu sah man im Drill. Nicht nur in den Rekrutenschulen, auch während des Aktivdienstes 1914–1918 spielte die sogenannte Einzelausbildung, das hieß damals in der Praxis hauptsächlich die Ausbildung zum richtigen Durchführen der Drillbewegungen, eine unvorstellbare Rolle. Tagelang, wochenlang bestand die «Ausbildung der Truppe» darin, daß Taktschritt, Achtungstellung, Drehungen, Gewehrgriff und Grüßen geübt wurde, und zwar bis zur Bewußtlosigkeit.

«Mit Bewegungen schultert Gwerr, zwei, drei! Mit Bewegungen bei Fuß Gwerr, zwei, drei! Schultert Gwerr! Bei Fuß Gwerr!

So ging es oft Tag um Tag von 6.30 Uhr bis 12.00 Uhr, von 13.30 Uhr bis 16.00 Uhr. «Poveri Soldati!» rief hie und da eine alte Tessinerin, wenn sie dieses Schauspiel sah.

Diese geisttötenden Drillübungen trieben die Soldaten zur Raserei, hingen den Offizieren zum Halse heraus, aber sie wurden als Grundlage der militärischen Ausbildung betrachtet. Damit glaubte man, eine kriegstüchtige Truppe heranzubilden.

In diesen Zusammenhang gehören auch die Meldevorschriften. Sie sind ein Beispiel dafür, wie sinnlos gewordene militärische Vorschriften ein gespenstisches Eigenleben annehmen können.

Wegen der ständigen Desertionsgefahr war es früher in gewissen Söldnertruppen Vorschrift, daß ein einzelner Soldat sich nie von der Truppe entfernen durfte. War das dennoch nötig, so mußte er immer von einem Unteroffizier begleitet sein. Dieses System wurde nun teilweise auch in der Schweizer Armee angewendet. Häufig wurde Soldaten, die sich an einen anderen Ort begeben mußten, ein Unteroffizier oder Gefreiter mitgegeben, auch wenn dieser dabei keinerlei Funktion zu erfüllen hatte – als ob die Gefahr einer Desertion bestanden hätte.

Aus dem gleichen Mißtrauen heraus, das heißt um dem Offizier eine ständige Kontrolle zu ermöglichen, hatte der Soldat grundsätzlich immer Meldung zu erstatten, wenn er einem Vorgesetzten begegnete, gleichgültig, ob es sich um einen Gang ins Kompagniebüro, in die Küche oder sogar zur Toilette handelte. Natürlich fehlte es nicht an schönen Theorien, mit welchen die Notwendigkeit des Meldens bei allem und jedem begründet wurde.

Es gehörte zu diesem Dienstbetrieb, daß bei einem Manöver die Lage grundsätzlich nicht erklärt wurde. Warum vorwärts marschiert, rückwärts marschiert, gewartet wurde, darüber wurde die Truppe selten orientiert. Von einer Erklärung der Kampflage war kaum die Rede. Bei einer Dislokation per Eisenbahn wurde nicht mitgeteilt, wohin die Fahrt ging. So konnte ein Soldat tagelang Manöver mitmachen, ohne daß er ins Bild gesetzt wurde, was überhaupt gespielt wurde. Er wußte am Schluß, wenn Abbruch geblasen wurde, nicht einmal, ob er nun zur angreifenden oder verteidigenden Partei gehört hatte.

Alle diese Unterlassungen geschahen nicht etwa aus Bösartigkeit oder Bequemlichkeit, sondern weil man der Ansicht war, Erklärungen würden den Willen zum «Blinden Gehorsam» schwächen. Der Soldat wurde geradezu dazu erzogen, das Denken auszuschalten. Warf sich ein Füsilier während einer Gefechtsübung ein paar Meter getrennt von seiner Gruppe auf den Boden, so wurde er angefaucht :«Wieso bilden Sie hier einen Extraverein!» Entgegnete er, er sehe von hier das Ziel besser und deshalb habe er gedacht – – –, so lautete die klassische Antwort des Offiziers: «Sie haben überhaupt nichts zu denken, Sie haben nur Befehle auszuführen!»

Daß eine solche Truppe militärisch ungenügend ausgebildet war, ist selbstverständlich. Man darf nicht daran denken, welche Opfer diese ungenügende Ausbildung in einem Ernstfall unnötigerweise gefordert hätte. Obschon man bereits 1914 in den Zeitungen lesen konnte, wie oft in den ersten Kriegstagen Infanteriezüge, die nicht gestaffelt vorrückten, von einer einzigen Maschinengewehrsalve hingemäht wurden, wurde bei uns noch 1916 darauf geachtet, daß beim Vorrücken eine geschlossene Linie gebildet und kein Mann auch nur einen Meter zurückblieb. Das hätte die militärische Ordnung gestört.

Das Stäubchen unter der Achselklappe

Der überspitzte Disziplinbegriff führte dazu, daß alles und jedes in den Dienst dieses Popanzes gestellt wurde. Der an sich gemütliche «Innere Dienst» war bei den Soldaten deshalb so unbeliebt, weil auch er weitgehend als Mittel zur soldatischen Erziehung mißbraucht wurde.

Man würde denken, der Maßstab, den eine perfektionistische Schweizer Hausfrau an Ordnung und Reinlichkeit anlegt, hätte auch für die Armee genügt. Davon war aber keine Rede. Die sehr häufigen Inspektionen der Ausrüstungsgegenstände dienten nicht etwa dazu, nachzuprüfen, ob alles vorhanden und in Ordnung sei. Man forschte vor allem nach verborgenem Staub, zum Beispiel unter der Achselklappe, nach einem kleinen Rest von dunklem Fett in der Nute des Bajonetts, der nur auf komplizierte Art, mit einem Zündholz, entfernt werden konnte, nach ebensolchen Resten im Scharnier der Gamelle, nach Ansätzen von Grünspan auf den Messingösen im Innern der Patronentaschen usw. Es kam vor, daß die Schuhnägel und die Patronen für die Inspektion mit Stahlbürsten geglänzt werden mußten.

Hier im Inneren Dienst hatten unfähige Vorgesetzte auch die beste Möglichkeit, ihre schlechten Launen auszulassen. Die Rechtfertigung für diese bizarren Anforderungen bestand darin, daß man glaubte, ein Soldat, der Staub in der Nut des Bajonettes dulde, werde auch im feindlichen Kugelregen versagen.

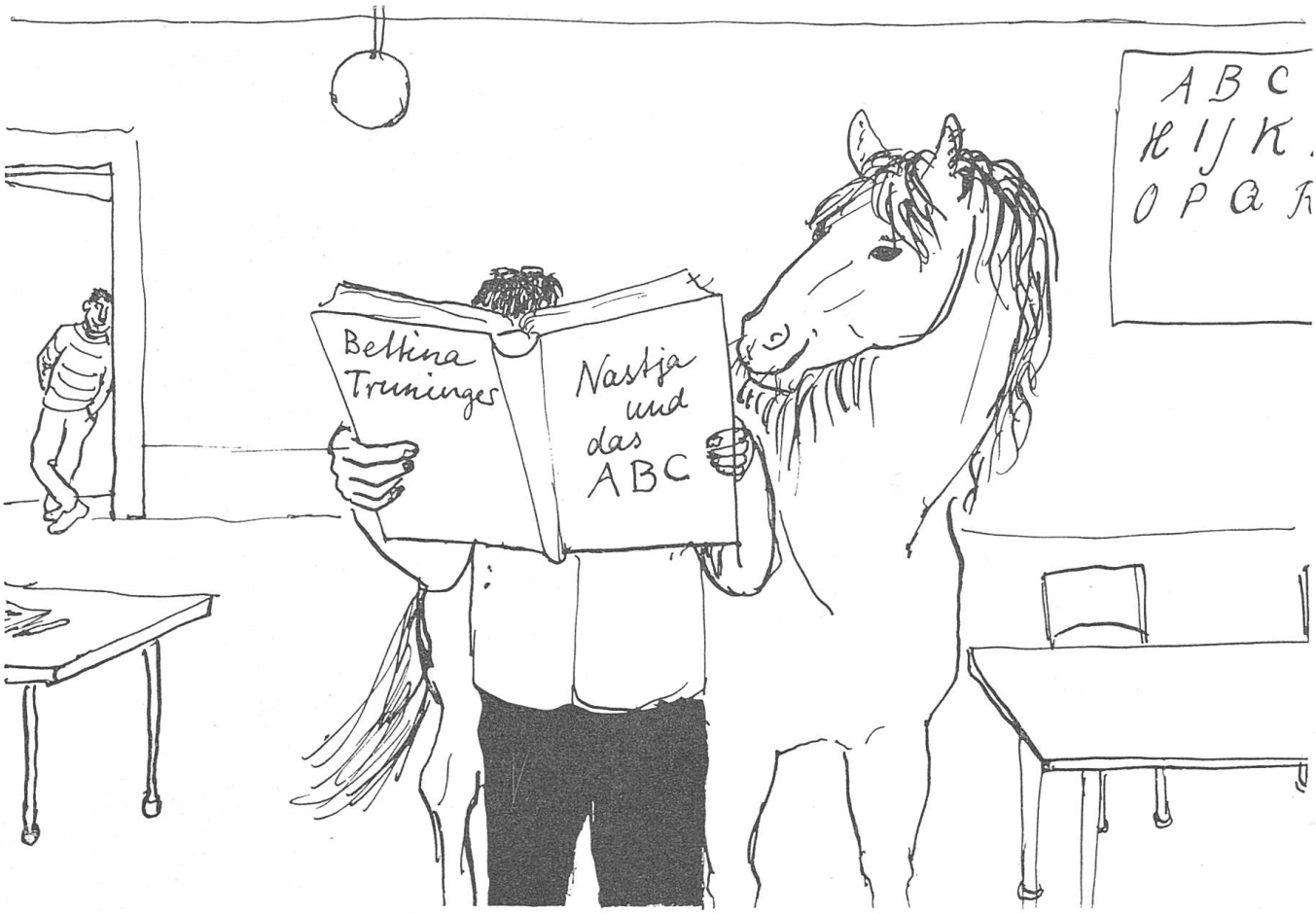
Vor allem im Verkehr mit Vorgesetzten versuchte man dem Soldaten ständig in Erinnerung zu rufen, daß sich hier nicht zwei Kameraden gegenüberständen, die beide ihre Pflicht im Dienst des Vaterlandes erfüllten, sondern ein Höher- und ein Niedergestellter, der «Herr» Leutnant und der Füsilier, der kein Herr war.

Das zeigte sich besonders deutlich bei der Bedeutung, die dem korrekten Grüßen beigemessen wurde. Für den Soldaten und den Offizier galten nicht die gleichen Vorschriften. Der Offizier grüßte natürlich, indem er die Hand an die Mütze legte. Der Soldat hatte flott, das heißt zackig zu grüßen, wie ein Automat die Augen aufzureissen und eine energische Kopfdrehung zu machen.

Härte am falschen Ort

Mit dem Mißtrauen gegen die Soldaten und der Wichtigkeit, die man dem blinden Gehorsam beimaß, hing es auch zusammen, daß jede Handlung, in der man einen Widerstand gegen die Befehlsgewalt des Vorgesetzten vermutete, besonders rigoros bestraft wurde.

Fünf Soldaten einer Kompagnie, die am gleichen Ort stationiert waren wie wir, welche am Abend zu spät eingerückt waren, wurden nicht etwa mit Arrest bestraft, wie das in Ordnung gewesen wäre, sie mußten einen Tag lang Pflastersteine von einem Bau-



NEU

Ein Bilderbuch von einer 17jährigen Künstlerin:

Bettina Truninger

Nastja und das ABC

Die Geschichte eines ungewöhnlichen Pferdes

Ein Bilderbuch für schulpflichtige Kinder und für erwachsene Freunde guter Zeichnung. 36 Seiten. Mit 20 schwarz-weiß Tuschzeichnungen. Format 23 × 15,5 cm quer, Halbleinen Fr. 7.80

Nastja ist voller Eifer und Interesse für das Leben. Sie will lernen und die Schule besuchen. Aber natürlich hat ein Pferd mit solchen Ambitionen allerhand Schwierigkeiten. Sie muß sich die Anerkennung der Kameraden und der Umwelt erkämpfen, die vielem, das sich in ihrem Kopf tut, ganz unverständig gegenüberstehen. Endlich aber gelingt es ihr, ihren Platz zu erobern. Sie gewinnt Freunde, sie hat ein Zuhause, und auch das Lesen und Schreiben macht ihr keine Mühe mehr.

Ein Buch, in dem sich die Kinder selber und die Eltern ihre Kinder verstehen, mit einem liebenswürdigen Humor und einer Phantasie, die auch das Groteske nicht scheut.

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG ZÜRICH

platz zu einer ein paar hundert Meter entfernten Stelle tragen, dort sorgfältig aufschichten, dann wieder zurücktragen, wieder aufschichten. So ging es mehrere Stunden. Nachher wurde den erschöpften Männern befohlen, auf dem Schulplatz an Stangen hinauf zu klettern. Am Boden stand unter jedem Mann ein Unteroffizier mit aufgepflanztem Bajonett, um zu verhindern, daß einer schlapp machte und sich fallen ließ.

In einem anderen Dienst hatten wir einen Zugführer, der jeden Morgen einen Gruppenwettlauf veranstaltete. Jene Gruppe war die erste, die zuerst vollzählig ans Ziel kam. Der Zugführer vermutete nun, bei diesen Wettläufen werde nicht das Äußerste hergegeben. Infolgedessen wurde angeordnet, daß jeden Tag die letzte Gruppe zu irgendeinem Strafdienst abkommandiert wurde.

Dabei war es durchaus nicht so, daß wir besonders unangenehme Vorgesetzte hatten. Einem regelrechten Sadisten unter den Offizieren bin ich zum Beispiel nie begegnet. Ich habe mich nach dem Krieg mit einem meiner ehemaligen Regimentskommandanten herzlich befreundet, einen Bataillonskommandanten und einige weitere Offiziere meines Bataillons näher kennengelernt. Es waren durchwegs nette, anständige Leute, fest davon überzeugt, nur ihre Pflicht getan zu haben. Sie waren tatsächlich selbst Opfer eines falschen Systems und wußten gar nicht, was sie anrichteten.

Es liegt im Wesen der Macht, daß sie zur Hybris neigt. Überall, wo es nötig ist, daß einzelnen Menschen große persönliche Macht über ihre Mitmenschen gegeben wird, handle es sich um Führer im Staat, in der Wirtschaft oder in der Armee, müssen deshalb Sicherungen eingebaut werden, um den Mißbrauch dieser Macht einzuschränken. Das gilt vor allem für jede Armee, wo ja die Inhaber der Macht oft junge, unausgereifte Leute sind. Es ist deshalb nötig, in den Unteroffiziersschulen und vor allem in den Offiziersschulen die jungen Männer auf diese Gefahren deutlich hinzuweisen. Das geschah früher nur in ungenügendem Maß.

Auch das in jeder Armee so wichtige Beschwerderecht stand damals weitgehend nur auf dem Papier. Die Beschwerde mußte, ich weiß nicht ob auch nach Dienstreglement, aber in jedem Fall in Tat und Wahrheit auf dem Dienstweg im Gegensatz zu heute offen eingereicht werden. Eine Beschwerde an den Bataillonskommandanten über den Kompagniekommandanten mußte also zuerst offen demjenigen, gegen den die Beschwerde gerichtet war, übergeben werden.

«Der Mensch beginnt erst beim Leutnant»

Eine besonders gefährliche Einwirkung der damaligen Überfremdung war die Kluft, die zwischen Offizieren und Soldaten gegraben wurde.

In den ausländischen Armeen, die als Vorbild dienten, entsprach dieser große Unterschied den soziologischen Verhältnissen. Die Berufsheere des Auslandes waren, was die Soldaten und Unteroffiziere betraf, vielfach Zufluchtsorte verfehlter Existenzen. Aber auch dort, wo die allgemeine Wehrpflicht herrschte, rekrutierten sich die Soldaten meistens aus den unteren Klassen der Bevölkerung. Wer gesellschaftlich etwas auf sich hielt, wurde Offizier. In Italien zum Beispiel wurde jeder Maturand bereits in der Rekrutenschule ausgesondert und in eine Offiziersschule abkommandiert. Deutschland kannte das System der Einjährig-Freiwilligen.

In diesen Klassen-Armeen betrachtete man es als notwendig für die Aufrechterhaltung der Disziplin, den grundsätzlichen Unterschied zwischen Soldaten und Offizieren möglichst zu betonen. In der zaristischen russischen Armee war es zum Beispiel den Offizieren verboten, den Soldaten «Sie» zu sagen. Körperstrafen betrachtete man als selbstverständliches Mittel zur Erhaltung der Disziplin. So weit ging man in der Schweizer Armee natürlich nicht, aber auch bei uns war das einseitige Duzen damals gar nicht selten.

Welche Blüten diese Forderung unbedingter Distanzhaltung zwischen Soldat und Offizier trieb, zeigt folgendes Beispiel: In unserer Einheit machte ein Offizier in Begleitung eines Füsiliers eine Rekognoszierungspatrouille. Da es drückend heiß war, hatten die beiden den Helm abgenommen. Nun passierte dem Soldaten das Mißgeschick, daß ihm sein Helm über einen sehr steilen Hang weit hinunter rollte. Der Soldat schickte sich an, den Helm zu suchen, und der Offizier half ihm dabei. Dieser Vorgang wurde zufällig von einem höheren Offizier beobachtet. Darauf hin erhielt der Leutnant eine scharfe Rüge: «Sie haben in einem solchen Fall lediglich einen Befehl zu erteilen und nicht selbst bei der Ausführung mitzuwirken», erklärte man ihm.

Das eigentlich Schlimme an diesem System war

nicht ein gelegentlicher Mißbrauch der Befehlsgewalt, sondern die grundsätzliche Mißachtung der Soldaten. Die Menschenwürde wurde ständig mit Füßen getreten. Es ist bezeichnend, daß man sehr oft nicht von Soldaten, sondern von «Gewehren» sprach. «Herr Hauptmann, Leutnant X, melde mich mit 48 Gewehren!» hieß es, wenn ein Zugführer den Zug meldete. Ich erinnere mich jetzt noch einer Ansprache, die mit den Worten begann: «Zuerst kommt das Gewehr, dann kommt nochmals das Gewehr, dann kommt sehr lange nichts mehr, und dann kommt der Mann.»

Auch jene Offiziere, welche sich korrekt verhielten, glaubten sehr oft den Soldaten gegenüber jenen speziellen Ton anschlagen zu müssen, dessen man sich Menschen gegenüber bedient, von denen man annimmt, daß sie gröber, undifferenzierter, primitiver seien.

Ich habe dem Militärdienst sehr viel zu verdanken. Eine der wichtigsten Erkenntnisse, die ich mir dort erwarb, war etwas, das ich zwar schon in der Primarschule wußte, aber dann wieder vergessen hatte: daß es keine «einfachen Menschen» gibt. Jeder Mensch, der dumme wie der gescheite, der tüchtige wie der untüchtige, ist ein sehr subtiles Wesen, verletzlich, empfindlich. Es gibt zwar subtilere und weniger subtile, aber ganz unabhängig von der sozialen Klasse. Es ist keine Rede davon, daß die Nicht-Akademiker oder daß ärmere Schichten primitiver sind als die reicheren.

Sehr oft waren die Verletzungen der Menschenwürde sehr massiv. Szenen wie die folgende waren nicht selten.

Ein Waffenkontrolleur im Majorsrang inspiziert die Gewehrläufe. Bei einem Soldaten entdeckt er im Inneren des Laufes Wasserflecken. «Wüssed Si was Si sind», faucht er den zitternden Füsilier an, «Si sind en Sauhund!»

Der Soldat, was blieb ihm anderes übrig, steckt die Beleidigung ruhig ein.

Aber damit ist es nicht getan. Der Major fährt fort: «Nämmet Si überhaupt Achtigstellig aa! Händ Si nid ghört, was ich gsäit ha? Si sind en Sauhund!»

«Zu Befehl, Herr Major, ich bin en Sauhund.»

Die Verletzung der menschlichen Würde zeigte sich auch darin, daß zwar peinliche Sauberkeit in bezug auf alle Ausrüstungsgegenstände gefordert wurde, daß es aber sehr oft keine Möglichkeit zur persönlichen Hygiene gab.

Die Wasch- und Toiletten-Gelegenheiten waren sehr oft unbefriedigend, vor allem fehlte es an Badegelegenheiten. Noch im letzten Krieg waren die russischen Internierten empört darüber, daß ihnen nicht ohne weiteres die Möglichkeit geboten wurde, mindestens einmal wöchentlich ein warmes Bad zu nehmen. Es gehört aber zur Respektierung der Menschenwürde, daß der Anspruch auf persönliche Sauberkeit immer beachtet wird, wo es die Verhältnisse irgendwie erlauben. Sauberkeit ist kein Luxus, Hygiene nicht gleichbedeutend mit Verweichlichung.

«Soldaten hinten einsteigen», lautete damals die selbstverständliche Parole. Eine Soldatenwirtschaft war der Inbegriff eines unkultivierten Lokals. Militärpostkarten wiesen moralisch und ästhetisch ein unvorstellbar tiefes Niveau auf.

Die Überfremdung äußerte sich manchmal in bizarren Formen. Bei den Instruktoren war es üblich, einige Zeit zu einer ausländischen Armee abkommandiert zu werden, in der Regel nach Deutschland. Zurückgekehrt, versuchten sie dann hier anzuwenden, was sie dort gesehen hatten.

Ein Kompagnie-Kommandant ließ seine Truppe jeden Morgen auf einer Wiese auf zwei Glieder antreten. Dann hatten die Männer ihm im flotten Schritt entgegen zu gehen und laut und soldatisch zu rufen: «Guten Morgen, Herr Hauptmann!»

Der Offizier antwortete, ebenfalls die rechte Hand in die Hüfte gestützt, hochdeutsch: «Guten Morgen, Leute!» «Leute» wurden in den Gutshöfen Ostdeutschlands die Taglöhner und Pächter von den Gutsbesitzern genannt.

«Meine Leute gingen für mich durchs Feuer»

Natürlich gab es viele, welche merkten, daß etwas nicht stimmte. Diese waren aber in einer schwierigen Lage. Jene, die sich zum Sprachrohr der Unzufriedenen machten, waren zum größten Teil Antimilitaristen oder wenigstens grundsätzliche Gegner der Armee, also in keiner Weise Bundesgenossen für jene, welche eine Verbesserung anstrebten, die unsere Wehrkraft gestärkt hätte.

Jeden positiv zur Armee eingestellten Eidgenossen, der diese Dinge kannte, mußte es aber in tiefster Seele schmerzen, zu sehen, welcher Raubbau mit dem schweizerischen Wehrwillen getrieben wurde. Für einen Soldaten war es allerdings viel leichter, klar zu sehen, als für einen Offizier.

Es ist für einen Vorgesetzten sehr schwierig, herauszufinden, was die Untergebenen wirklich denken, sei er Pflanzer, Fabrikdirektor, Lehrer oder Offizier. Für einen Offizier war es damals besonders schwierig. Die Soldaten, mit denen er vielleicht längere vertrauliche Gespräche führte, etwa die Büroordonnanzen oder der persönliche Putz, waren meist denkbar ungeeignete Quellen.

Wie falsch ein Vorgesetzter oft die Einstellung der Truppe ihm gegenüber beurteilt, dafür erlebte ich im letzten Krieg ein anschauliches Beispiel.

Ich wurde einmal, als ich in meiner Territorialeinheit Dienst tat, abkommandiert, um bei einer Auszugskompagnie einen Vortrag zu halten. Ich traf die Truppe, wie sie wartete, um mit Camions nach einem zehn Kilometer entfernten Platz abtransportiert zu werden, wo der Vortrag stattfand.

Da alle Überkleider trugen, konnte ich den Kompagniekommandanten in der Menge nicht gleich erkennen. Ich fragte deshalb einen Soldaten: «Wo ist euer Hauptmann?»

«Der Hauptmann», erhielt ich zur Antwort, «dort hinten. Du findest ihn sofort, er ist der, der die lauteste und dümmste Röhre führt.»

Nach vergeblichem Suchen fragte ich einen zweiten Soldaten.

«Der Hauptmann, dort steht er mit drei Offizieren. Er ist der, der aussieht wie ein Föt im Spiritus, einfach der mit dem dümmsten Gesicht.»

Beim Mittagessen am Offizierstisch, wo ich nach dem Vortrag eingeladen war, sagte der also charakterisierte Kompagniekommandant stolz: «Wissen Sie, ich bin bekannt als streng, aber gerecht. Doch, eines kann ich Ihnen garantieren: Von meinen Leuten ginge der hinterste Mann für mich durchs Feuer!»

Die Früchte des Zornes

Wie manchen Kameraden habe ich gekannt, der voll guten Willens einrückte und dann im Lauf der Jahre zum Antimilitaristen wurde!

Ich hatte mit solchen abtrünnigen Eidgenossen stundenlange Diskussionen. «Du argumentierst wie ein Kind», sagte ich, «das einmal einen schlechten Lehrer hatte und nun findet, man sollte die Schule abschaffen.»

Manchmal hatte ich Erfolg, meistens nicht.

«Und nun, falls es zur Explosion kommt und du wirst aufgeboten, um gegen die Kommunisten vorzugehen und du erhältst den Befehl zum Feuern, und ich bin auf der anderen Seite, wirst du dann auf deinen Kameraden schießen?»

«Selbstverständlich werde ich auf dich schießen», antwortete ich, «aber verdammt ungern. Doch vielleicht wärest du, wenn es um Sein oder Nichtsein des Landes geht, dann doch nicht auf der anderen Seite.»

«Vielleicht», sagte er.

Dann gingen wir zusammen in eine Wirtschaft, um einen Becher zu genehmigen.

Es ist immer gefährlich, zu verallgemeinern. Es ist aber eine Tatsache, daß sich am Schluß des Krieges – weitgehend als Ergebnis verfehlter Methoden – ein großer Teil der Truppen in einer sehr schlechten geistigen Verfassung befand. Es kamen vereinzelte Meutereien vor, andere Truppenteile hätten auch gern gemeutert, wenn sie den Mut dazu aufgebracht hätten.

Eine der Ursachen des gefährlichen Generalstreiks im Herbst 1918 war, neben dem Fehlen eines Lohnausgleichs, die falsche Behandlung der Soldaten während der Grenzbesetzung.

Die Wende

Ich habe im Zweiten Weltkrieg wiederum sehr viel Militärdienst geleistet. Teilweise war ich mit Spezialmissionen betraut. Ich verbrachte aber sehr viele Diensttage als Gefreiter mit der Truppe. Der Unterschied gegenüber dem Ersten Weltkrieg war wie Tag und Nacht.

Wohl spukten die alten Vorstellungen noch hie und da, viele der überlebten Formen existierten noch. Aber sie waren entgiftet. Grundsätzlich war ein Wandel eingetreten. Man verlangte vom Soldaten nicht weniger, aber er wurde als Mensch respektiert, als Bürger im Wehrkleid, als Miteidgenosse betrachtet und nicht als Untermensch. Der Geist der schweizerischen Armee am Schluß des Zweiten Weltkrieges war dann auch unverhältnismäßig viel besser als 1918.

Das hing mit der Überwindung der geistigen Überfremdung zusammen, die sich in allen Gebieten unseres Lebens, nicht zuletzt in der Armee zeigte. Es war aber auch weitgehend das Verdienst von General Henri Guisan.